

# Der Krieg und die Frauen

Bon

Dr. Agnes von Harnack



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1915

# Der Krieg und die Frauen

Von

Dr. Agnes von Harnack



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1915

Der Vortrag wurde am 24. November 1914 vor einem größeren  
Kreise von Freunden und Schülerinnen der Wellmannschen  
Frauenshule zu Charlottenburg gehalten.

---

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-662-24310-7    ISBN 978-3-662-26424-9 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-26424-9

## Verehrte Gäste!

Als am 1. August 1914 in Extrablättern und Maueranschlägen verkündet wurde, daß der Kaiser die Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande befohlen habe, da stand uns allen einen Augenblick das Herz still. Es war das eingetreten, woran im letzten Grunde der Seele doch nur sehr wenige von uns geglaubt hatten. Aber zu irgendwelchen Reflexionen war keine Zeit. Die große Maschine Mobilmachung setzte ihre unzähligen Räder in Bewegung und griff mit ihnen in beinahe alle Häuser und Familien ein. Jeder hatte noch etwas Letztes anzuordnen, einzukaufen oder abzuschließen; bald begannen die Züge nach Ost und West zu rollen, und wenige Tage später saßen in Stadt und Land, in Vorderhäusern und Hinterhäusern, in Luxuswohnungen und armen Hütten viele Hunderttausende von Frauen allein. Plötzlich war ihr Leben leer und schwer zugleich geworden; das große Problem „der Krieg und die Frauen“ war auf ihre Schultern gelegt worden und brannte auf ihren Seelen; wie sollten sie es lösen?

So viel war allen klar: in der Zeit der höchsten Aktivität aller Volkskräfte konnten auch die Frauen nicht passiv bleiben oder sich auf Betrachtungen beschränken; sie mußten handelnd eingreifen und sich das Recht, die große Zeit mitzuerleben, durch Taten erwerben. Aber was konnten sie tun? Sie konnten nicht daran denken, als Amazonen mit in die Schlacht zu ziehen; auch wollten sie gewiß nicht wie ihre Ahnfrauen

in grauer Vorzeit mit Streitägten hinter den Reihen ihrer Männer stehen, um Feiglinge in den Kampf zurückzutreiben oder niederzuschlagen. Von solchem graufigen Bilde wandten sie ihre Augen ab; aber sie konnten sich erinnern, daß in derselben Vorzeit, wenn auch unter einem andern Himmelsstrich, ein Dichter das Problem „der Krieg und die Frauen“ in wundervollster Weise gelöst hatte. Vor ihnen konnte die Gestalt der Antigone auftauchen: hereingerissen in den Streit der Männer und den Lärm des Krieges, findet sie ihre Stellung in dem schlichten, aber unerschöpflich tiefen Wort: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“ Man kann sagen, daß alles das, was die Frauen seit dem 1. August an Kriegsarbeit geleistet haben, unter dieses Wort gestellt werden kann. Der erste Wunsch, der Tausende befeelte, war natürlich, in der Fürsorge für die Truppen und für die Verwundeten mit helfen zu dürfen. Hierfür war die Organisation vorhanden in den Vereinen vom Roten Kreuz und den ihnen nahe verbundenen Vaterländischen Frauenvereinen. Der ungeheure Umfang und die Durchbildung dieser Einrichtung läßt uns leicht vergessen, wie jung sie noch ist. Noch im Jahre 1813 war Verwundetenpflege durchaus eine Angelegenheit der privaten Wohltätigkeit. Während der Schlacht bei Großbeeren wurde den Einwohnern von Berlin einfach angesagt: es sei da und da in ihrer Nähe eine Schlacht, und sie möchten doch kommen und die Verwundeten holen. Da zog nun die Bürgerschaft mit allen möglichen und unmöglichen Befehlen, von der Staatskarosse bis zum Hundewagen, hinaus, und jeder holte sich so viele, wie er in seinem Hause aufzunehmen beabsichtigte. Unter den vielen Unzuträglichkeiten, die daraus erwuchsen, nenne ich nur die größte, daß nämlich sofort eine schwere Typhusepidemie in der ganzen Stadt ausbrach. Unfre Rote-Kreuz-Organisation stammt erst aus dem Jahre

1862. Ein Schweizer Bürger, der auf dem Schlachtfelde von Solferino entsetzliche Eindrücke von den Leiden der Verwundeten empfangen hatte, ruhte nicht eher, bis er eine internationale Konferenz zusammenbrachte, die die Grundzüge unsrer heutigen Verwundeten-Fürsorge festlegte. In den 50 Jahren, die seitdem verflossen sind, hat diese Fürsorge den herrlichsten Aufschwung genommen; an weiblichen Hilfskräften stehen ihr evangelische Diakonissinnen, katholische Ordensschwestern und ihre eignen, eben die „Roten Kreuz“-Schwestern zur Verfügung. Daneben hat die Organisation statutenmäßig das Recht, bei Kriegsausbruch in abgekürzten Kursen sogenannte Helferinnen auszubilden. Von diesem Recht wurde weitgehender Gebrauch gemacht: in Berlin allein wurden vom 1. August bis 1. November 23 000 Helferinnen ausgebildet, eine Zahl, der gegenüber es als ganz beruhigend erscheint, daß diese Helferinnen nicht auf den Kriegsschauplatz kommen, sondern nur in den Lazaretten im Lande beschäftigt werden dürfen. Ihre Tätigkeit wird als freie Liebesarbeit betrachtet und muß unentgeltlich ausgeübt werden — eine Maßregel, die Vor- und Nachteile in sich vereinigt.

Noch im Kriege 1870 war die Verwundetenfürsorge die einzige Möglichkeit, das Problem „der Krieg und die Frauen“ praktisch zu lösen. Wer sonst noch etwas tun wollte, der strickte oder zupfte Charpie oder übte in den ihm durch seine Mittel oder durch innere Nötigung vorgeschriebenen Grenzen eine private Wohltätigkeit. In unserm jetzigen Kriege aber ist das ganz anders. Während vor 43 Jahren das Wirtschaftsleben in Deutschland vom Kriege kaum berührt wurde und fast auf allen Gebieten seinen ruhigen Gang weiter ging, gleicht Deutschland heute einer belagerten Festung, und es gibt kaum einen Zweig in Handel, Industrie und Landwirt-

schaft, der nicht in irgendeiner Weise durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen wäre oder der nicht gezwungen wäre, sich ganz neuen wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen. Dazu kommt, daß im Lauf der letzten Jahrzehnte unser soziales Empfinden sich gewandelt hat: wir sind der Notlage unserer Mitmenschen gegenüber feinsühlicher geworden; die sozialen Fragen sind für viele brennende Fragen geworden, und der Wunsch, „wohlthätig“ zu sein, hat sich bei vielen unter uns verwandelt in den Wunsch, seine sozialen Pflichten zu erfüllen. Und endlich noch ein drittes: wir haben heute eine große Anzahl von Frauen, die durch ihre Vorbildung, ihre bisherige Tätigkeit und den Ruf, den sie sich dadurch erworben haben, ein Recht darauf haben, mitzuarbeiten an der Lösung der wirtschaftlichen Fragen, die der große Krieg uns gebracht hat.

Aus diesen Gründen fand bereits am 3. August eine Vereinigung sämtlicher Berliner Wohlfahrts-Einrichtungen im Rathause statt; man wollte versuchen, eine Zentralorganisation zu schaffen; auch die sozialdemokratischen Frauen sicherten ihre Mitarbeit zu. Am 9. August wurde unter der Leitung der Vorsitzenden des Bundes deutscher Frauenvereine Dr. Gertrud Bäumer der Nationale Frauendienst begründet, unter ausdrücklicher Betonung, daß man damit nicht einen neuen Verein gründen wolle, sondern nur die in den deutschen Frauenvereinen enthaltenen Kräfte der nationalen Arbeit dienstbar machen wolle. Dem Vorbild der Berliner Frauen folgten Bororte Berlins und die Verbände vieler anderer deutscher Städte; überall war das Arbeitsprinzip das gleiche<sup>1)</sup>. Man schloß sich an die vorhandenen Steuerbezirke an; in Berlin gibt es deren 23, und jeder Steuerbezirk hat seine

---

<sup>1)</sup> Vgl. zu dem Folgenden: G. Bäumer's „Heimatchronik“ in der „Hilfe.“

eigene Armenpflege. So wurden 23 Kommissionen gebildet, an deren Spitze je 2 Frauen, eine den bürgerlichen Parteien angehörige und eine Sozialdemokratin, standen. Die erste Aufgabe dieser Frauenkommissionen, die in engster Fühlung mit der städtischen Armenkommission ihres Bezirks arbeiteten, war es, die einlaufenden Gesuche um Kriegsunterstützung zu prüfen. Der Staat gibt im Bedürfnisfall der Ehefrau eines Einberufenen 9 M. und jedem Kinde 6 M. monatliche Kriegsunterstützung, in Preußen ist dieser Satz von den Kommunen auf das Doppelte erhöht worden, so daß die Frau 18 M., jedes Kind 12 M. erhält. Diese Sätze, die dem Staat und den Gemeinden ungeheure Summen kosten, wirken nun, auf verschiedene Familien angewendet, natürlich ganz verschieden. Ein Beispiel dafür: auf demselben Flur liegen 2 Wohnungen, aus Stube und Küche bestehend. Rechts wohnt ein ungelehneter Arbeiter mit Frau und 5 Kindern. Der Mann ist im Krieg, und die Frau erhält  $18 \text{ M.} + 5 \times 12 = 60 \text{ M.} = 78 \text{ M.}$  monatliche Unterstützung. Das ist mehr, als der Mann in den besten Zeiten verdiente; jetzt ist er und damit der Hauptkonsument des Haushaltes fort — die Kinder sind vielleicht noch in einer Krippe oder in einem Hort untergebracht — und die Lage der Familie ist pekuniär nicht nur als gesichert, sondern sogar als ganz günstig zu bezeichnen. Aber in der anderen Wohnung lebt ein junges Ehepaar; der Mann ist vielleicht ein kleiner Angestellter oder Agent mit leidlichem Verdienst; die Frau hat eine niedliche Einrichtung mitbekommen; Ersparnisse sind noch keine da, wohl aber war die Aussicht auf einen bescheidenen Aufstieg in den Verhältnissen vorhanden. Nun kommt der Krieg; der Mann muß fort, und die junge Frau soll von 18 M. im Monat leben. Da bleibt ihr nichts übrig, als sich Fabrikarbeit zu suchen, die sie nicht gelernt hat, und für die sie nicht erzogen ist, oder sie muß



ihre Stube abvermieten oder ihre Einrichtung zu verkaufen suchen — auf alle Fälle wird sie in ihrer Lebenshaltung ins Proletariat herabsinken, und es ist fraglich, ob der Aufstieg in die höhere soziale Schicht ihr jemals wieder möglich sein wird, wenn nicht Hilfe von privater Seite eintritt. Aus diesem Beispiel, das man leicht ver Hundertfachen könnte, läßt sich ersehen, eine wie wichtige Tätigkeit das Recherchieren bei uns ist. Sie wurde in allen Kommissionen den Frauen gern überlassen, da sie ganz besonders viel Zeit, Kraft und soziale Einsicht erfordert.

Während man nun aber die durch Einberufung der Ernährer entstehende Notlage von Anfang an in Rechnung gezogen hatte, trat eine andre Schwierigkeit in viel größerem Umfange auf, als man hätte erwarten sollen: die Arbeitslosigkeit. Im ersten Schrecken machten ganze Betriebszweige ihre Fabriken einfach zu; alle Luxusindustrien, aber auch die ganze Konfektion lag plötzlich still, und Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen waren brotlos. Vor den Türen unsrer Kommissionen stauten sich die Hilfesuchenden. Mitte September zählten wir in einer Woche 29 000 Besucher. Das Nächstmögliche schien, daß man den tatsächlich Hungernden Nahrung verschaffte. Zahlreiche Volksküchen und Speisehallen taten sich auf, in der letzten Augustwoche gab der Nationale Frauendienst in Berlin für 14 000 M. Speisemarken aus, die uns teils von der Stadt, teils von Privaten überlassen worden waren. Aber auch hier erwuchsen Schwierigkeiten: die Frauen wollten zum Teil nicht in den öffentlichen Speiseanstalten essen. Sie wollten ihren bescheidenen Stolz wahren, der sie von der alleruntersten Schicht der Bevölkerung trennte, sie wollten lieber in ihren vier Wänden hungern, als vor aller Augen in die Volksküche gehen: „Das würde auch mein Mann nicht gerne sehen!“ war ausgesprochen oder unausgesprochen oft

der letzte Grund ihres Widerstandes; „der Mann ist fort, Arbeit haben wir auch nicht, nun sollen wir nicht mal mehr für uns selber kochen?“ war die Klage, die uns immer wieder entgegen klang. Man konnte sich diesen Schwierigkeiten nicht verschließen, und ging in vielen Fällen dazu über, Gutscheine auf Lebensmittel auszugeben, obwohl man wohl einsah, daß damit die Qualität der Ernährung sank, und die Kosten stiegen. Es standen sich eben an diesem Punkt ethische und wirtschaftliche Erwägungen gegenüber, die sich nicht völlig harmonisieren lassen. — Um die Familien weiter zu entlasten, wurden die Einrichtungen für Kinderfürsorge bedeutend erweitert. Für das vorerschulpflichtige Alter trat die Zentrale für Jugendfürsorge unter ihrem vorzüglichen Leiter Pastor Siegmund-Schulze ein. Die Schulkinder wurden von den Schulen aus zu Speisungen gesammelt oder für den ganzen Nachmittag in Horten untergebracht; überall aber hieß es, genau auszusondern, denn die vorhandenen Mittel reichten oft kaum für das Allernotwendigste aus.

Aber mit all diesen Hilfsmitteln konnte man der Wurzel des Übels, der Arbeitslosigkeit, nicht beikommen. Ja, sie waren alle gewissermaßen gefährlich, denn sie liefen darauf hinaus, daß wir große Kreise unseres Volkes durch die Kriegszeit durchzufüttern suchten, ein Prinzip, das ethisch wie volkswirtschaftlich gleich anfechtbar ist. Unser Hauptaugenmerk richtete sich daher auf Arbeitsbeschaffung. Der Nationale Frauendienst setzte es durch, daß ein großer Teil der beschäftigungslosen Konfektionsarbeiterinnen umlernte und sich auf Militärbedarf — Zeltbahnen, Brotbeutel, Mäntel, Helmbezüge usw. — einarbeitete. Dies geschah in so großem Umfange, daß, als mit dem steigenden Zutrauen zu unserer Lage die Konfektion langsam ihre Tore wieder öffnete, stellenweise Arbeiterinnenmangel vorhanden war. Andre Wirtschafts-

zweige dagegen blieben tot, so die Luxuspapierbranche, die Parfümeriefabriken u. a., und eine Aussicht darauf, daß sie sich vor Ablauf des Krieges wieder beleben, ist nicht vorhanden. Hier griff der Nationale Frauendienst durch die Gründung von Näh- und Strickstuben ein<sup>1)</sup>. Sorgfältig wurden die Arbeiterinnen hierfür ausgesucht und solche besonders berücksichtigt, deren Leben bisher zwischen Fabrik und Schlafstelle geteilt war, und die jetzt tagsüber völlig auf die Straße angewiesen waren. Zwei Strickstuben mit etwa 800 Arbeitsplätzen kamen zustande, obwohl das Problem der Wollbeschaffung außerordentlich schwierig war. Auch wurde Heimarbeit ausgegeben. Die Strickstuben sind ein erfreulicher Zweig unserer Tätigkeit; ja es scheint, als ob sich in ihnen ganz neue Wege der Fabrikpflege anbahnten. Frühmorgens wird die Zeitung vorgelesen, und auch im Laufe des Tages wird die eintönige Arbeit durch Vorlesen, Rezitationen und Gesang belebt. Das Mittagessen wird gemeinsam eingenommen und danach ein Spaziergang gemacht oder gar getanzt. Viele der Arbeiterinnen mußten das Stricken allerdings erst mühsam lernen und strickten an einem Paar Pulswärmer tagelang, so daß der Arbeitslohn dafür, wenn er nach Stunden berechnet worden wäre, zwischen 2 und 3 M. betragen hätte; aber alle sind fröhlich bei der Sache und erfüllt von dem Bewußtsein, daß sie „Liebesarbeit“ täten, dieselbe Arbeit, die die „vornehmen Damen zu ihrem Vergnügen tun“. Ein eignes Strickstubenlied, das nach der Melodie „Steh ich in finsterner Mitternacht“ gesungen wird und sehr beliebt ist, gibt ihren patriotischen Empfindungen und Wünschen für unsere Krieger Ausdruck.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Helene Simon: Nationaler Frauendienst, Gruppe für Arbeitsbeschaffung („Die Frau“, 22. Jahrg. Heft 2).

Vielfach hatten die aufsichtführenden Damen die Freude zu beobachten, daß die Arbeiterinnen Vertrauen zu ihnen gewannen, daß die Gedrückten freier, die Verbitterten zugänglicher wurden, und daß die Mädchen untereinander für anständiges Benehmen und guten Ton in der Unterhaltung eintraten.

Durch ihre Tätigkeit als Recherchentinnen kommen die Helferinnen des Nationalen Frauendienstes mit ihren Schutzbefohlenen allmählich in ein nahe, persönliches Verhältnis. Nach dem ungeheuren Ansturm der ersten zwei Monate trat verhältnismäßige Ruhe ein, und die Kommissionen hatten die Möglichkeit, die Familien ihres Bezirkes im Auge zu behalten und dauernd zu beraten. Da war die drohende Frage der Miete; man mußte zu den Hauswirten gehen und sie zur Milde zu stimmen suchen; auch wurden die Helferinnen des Nationalen Frauendienstes später zu der Tätigkeit der Mietseinigungsämter herangezogen. Dann wieder wurde Hilfe erbeten für den Verkehr mit den Angehörigen im Heere. Die schwierigen Adressen konnten ohne unsere Mitwirkung nicht zustande kommen; und mit der Absendung von Weihnachtspaketen für seine Schutzbefohlenen übernahm der Frauendienst eine neue große, aber gewiß erfreuliche Aufgabe. Auch unternahm man es, die Hausfrauen zugunsten einer rationellen Wirtschaftsführung zu beeinflussen, Flugblätter über richtige und falsche Sparjamkeit, Kriegsküchenzettel und -rezepte wurden ausgegeben und eine Hausfrauenkommission zur Mitarbeit an den Lebensmittelfragen gegründet.

Ein besonders schwieriger Teil unserer Aufgaben war die Fürsorge für die Angehörigen der sogenannten freien Berufe. Von Woche zu Woche mehrte sich die Zahl der stellungslosen Musiklehrer und Lehrerinnen, der Kunst-

gewerbler, Schauspieler, Journalisten usw., die keine Arbeit fanden und in bitterer Not waren. Ihnen Beschäftigung zu vermitteln, ist sehr selten möglich; es bleibt in diesen Fällen kaum etwas anderes übrig als ihnen durch Geldbeträge oder Naturalien oder Gewährung von freier Wohnung, wenn auch in bescheidenster Weise über die Kriegszeit fortzuhelfen.

Auf Grund der in den ersten drei Kriegsmonaten gemachten Erfahrungen kann man nun fragen: wie haben sich die Frauen zu der Arbeit gestellt, die ihnen zufiel, und wie haben sie sich in dieser Arbeit bewährt? Besonders gespannt war man auf das Zusammenarbeiten der „bürgerlichen“ mit den sozialdemokratischen Frauen — es ist, so können wir sagen, über alles Erwarten glatt gegangen. Wo Meinungsverschiedenheiten auftraten, sind sie fast immer in einer Weise gelöst worden, die für die Arbeit förderlich war. Vielfach standen unsre sozialdemokratischen Mitarbeiterinnen den Kreisen, denen sie helfen sollten, näher, als die Angehörigen der bürgerlichen Gruppen. Dadurch kamen sie oft zu anderen Urteilen als wir; häufig sahen sie gewiß richtiger; häufig aber fehlte es vielleicht doch an einer gewissen Objektivität. Beide Parteien lernten voneinander und ergänzten sich; gewiß kommen Differenzen vor; sie würden wahrscheinlich auch vorkommen, wenn nur Angehörige einer Partei zusammen gearbeitet hätten. Im ganzen ist der Nationale Frauendienst Berlin stolz darauf, eine der ersten Organisationen zu sein, die wirklich Ernst gemacht hat mit dem Kaiserwort: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. — Weiter ließe sich fragen: wie stellte sich Männer- und Frauenarbeit zueinander? Nicht in allen Städten tagten Männer und Frauen gemeinsam; häufig wollten die Männer in den Sitzungen für sich sein, und den Frauen wurde im Anschluß

daran „das Nötige mitgeteilt“. Wo aber, wie in der Kommission, in der ich mitzuarbeiten die Freude habe, die kommunale Kriegskommission mit dem Nationalen Frauendienst zusammentagt, da bildeten sich bestimmte Erscheinungen heraus, die man wohl als typisch betrachten kann. Die Frauen waren die Unternehmenden, die Männer die Abwartenden, die Frauen voll Initiative, die Männer vorsichtig und rechnend. Die Frauen unterschätzten die Schwierigkeiten, die sich ihren kühnen Plänen in den Weg stellten, die Männer überschätzten sie vielleicht manchmal. Der Zusammenklang aber war doch ein sehr glücklicher: einerseits forderte die neue Lage eine starke Initiative und Unternehmungslust, andererseits wurden wir davor bewahrt, Einrichtungen zu treffen, die wir nach kurzer Zeit selbst wieder hätten umstoßen müssen, weil sie entweder überhaupt unrealisierbar waren, oder weil es an den nötigen Mitteln fehlte.

Außerordentlich wichtig war für uns die Frage, wie sich die freiwilligen Hilfskräfte bewähren würden, die uns vom Tage der Kriegserklärung an zuströmten und um Arbeit baten. Sie kommen aus allen Ständen und in allen Lebensaltern: Hausfrauen, die glaubten, genügend Zeit zu einer Arbeit außerhalb der Familie erübrigen zu können, Haustöchter, die plötzlich die Leere ihres bisherigen Lebens empfanden, Berufsfrauen, die ihren Beruf für die Kriegszeit aufgeben mußten oder wollten — sie alle begehrten eingestellt zu werden und ihren Teil an der Kriegsarbeit zu leisten. Tatsächlich wurden viele Kräfte gebraucht; im September allein stellte der Berliner Nationale Frauendienst 600 Helferinnen neu ein, und ähnlich stand es in den großen Vorortgemeinden und in anderen Städten. Wir müssen bezeugen, daß viele von diesen Helferinnen sich vorzüglich bewährten. Sie taten die übernommene Arbeit gewissenhaft, einen Tag wie den

ändern, und wir wissen, daß sie so unermüdlich weiter arbeiten werden, bis das Ende des Krieges sie ihrer Pflichten überheben wird. Es ist dies um so mehr zu rühmen, als ihre Arbeit keine leichte ist; sie gehen durch viele Mühe, Zeitverlust und Enttäuschungen hindurch, und selten können sie sich eines vollen Erfolges rühmen. Und doch haben viele aus dieser Tätigkeit innere Befriedigung und Bereicherung gewonnen. Aber neben den Zuverlässigen standen die vielen, allzuvielen, die versagten. Es lag einmal daran, daß es vielfach an dem Können fehlte, das in solcher Zeit unter keinen Umständen durch bloßes Kennen ersetzt werden kann. Auf die Fragen: wer kann denn nun einen vernünftigen Strumpf stricken? Wer kann zuschneiden und Arbeit ausgeben? Wer kann ein Zimmer mit 20 Kindern nicht nur notdürftig in Ruhe halten, sondern es mit fröhlicher Tätigkeit erfüllen? Wer kann täglich zu einer einsamen kranken Frau gehen, ihr das Bett machen und Essen kochen? — auf alle diese Fragen kamen nur sehr vereinzelt bejahende Antworten. Die Vorstellungen, die die Arbeitssuchenden sich von dem machten, was getan werden mußte, waren häufig recht schleierhaft. „Ich dachte, ich könnte was organisieren“, oder „ich möchte gern den Verkehr mit den Behörden übernehmen“, oder (stolz=bescheiden) „ich kann nur geistige Arbeit tun“, das waren Vorschläge, die uns entgegengebracht wurden. Auf die Frage nach der Zeit, die die betreffende Dame zur Verfügung stellen wollte, hörten wir oft: „Ich kann eigentlich immer“, und wir lernten bald, uns diese Antwort stillschweigend zu übersetzen in „eigentlich nie“. Denn neben dem Können fehlte es in vielen Fällen völlig an Disziplin. Hier machten wir die Erfahrung, daß wir ausgezeichnet arbeiten konnten mit den Damen, die auch sonst in ihrem Leben in geordneter Arbeit standen, mochte diese Arbeit auch der unfrigen ganz fern liegen.

Unsere Studentinnen bewährten sich zum Theil vorzüglich; aber schwierig war es mit denen, die bisher auf allen Gebieten nur dilettirt hatten. Nach feurigem Anfang bei irgend-einer Tätigkeit folgte ein rasches Abnehmen des Interesses, und nach ein paar Wochen unregelmäßiger Arbeit verschwanden die erst so Eifrigen häufig ganz. Sie wußten nicht, daß es zwischen Pflichterfüllung und Pflichtvergeßlichkeit keine goldne Mittelstraße gibt, und daß die wirkliche Hingabe an eine Tätigkeit fortwährend kleine Opfer fordert. Häufig war es auch der ganz unangebrachte Wunsch nach „Selbstständigkeit“, der störend hervortrat; da erfuhren wir die Wahrheit des Goetheschen Wortes, daß nichts schrecklicher ist als eine tätige Unwissenheit. — Endlich: was für Erfahrungen machten wir mit unseren Schutzbefohlenen, den Frauen der Wehrmänner? Das erste, was uns entgegentrat, war die großartige, rührende Hilfsbereitschaft, mit der die Frauen für einander eintraten. Namentlich in den ersten vierzehn Tagen, ehe die Auszahlung der Kriegsunterstützungen in die Wege geleitet war und in vielen Familien wirklich bitterste Not herrschte, haben sich Nachbarn und Freunde in geradezu einzigartiger Weise gegenseitig über das Schlimmste geholfen. Aber die andere Beobachtung, die wir machten, war die, daß die wirtschaftliche Tüchtigkeit der meisten Proletarierfrauen erschreckend gering war. So wenig man sich über diese Tatsache wundern kann, so sehr muß man sie beklagen. Überall fast fehlten die elementarsten Fertigkeiten im Nähen und Ausbessern; man sah, daß die Frauen gewöhnt waren, billige Kleidung fertig zu kaufen, die Sachen, wenn sie nach kurzer Zeit schadhast wurden, wegzuworfen und wieder neu zu kaufen. Ähnlich stand es mit ihren Kochkünsten: wenn wir ihnen Lebensmittel gaben, mußten wir oft die Bereitung der einfachsten Gerichte, wie Reis, Erbsensuppe usw. cr-



klären, denn die Fähigkeiten der Hausfrau beschränkten sich auf Kaffee, Kartoffeln und „Stullen“.

Aus all' diesen Erfahrungen stieg eine Forderung unabweisbar und dringend hervor, eine Forderung, die nicht neu ist (sie wurde, soviel ich weiß, von der Gründerin der Wirtschaftlichen Frauenschulen, Fräulein von Korffleisch, zuerst erhoben), die sich aber jetzt unbedingt Gehör verschaffen muß: Wir brauchen das allgemeine Dienstjahr für Frauen. Zwischen dem 14. und dem 20. Lebensjahre müssen unsere jungen Mädchen unter staatlicher Aufsicht ein Jahr lang ihrer praktischen Ausbildung widmen. Sie sollen alle ein halbes Jahr lang Haushalt lernen, und zwar einen Haushalt, der den einfachsten Verhältnissen entspricht; dann sollen sich die Kurse teilen — in soviel Zweige, wie im männlichen Dienstjahr: wie wir dort Artillerie, Kavallerie, Infanterie und noch eine Menge anderer Formationen haben, so brauchen wir hier Ausbildung in Kinderpflege, Krankenpflege, Gartenbau, Nähen, Schneidern usw. Ein Teil der Mädchen könnte in den großen Wohlfahrtsanstalten ausgebildet werden, die wir besitzen, wie die Bodenschwinghschen Anstalten, Kaiserzwerth, das Oberlin-Haus usw. Diese Anstalten müßten sich gegen Bezahlung verpflichten, alljährlich eine bestimmte Zahl von Mädchen zu übernehmen. Im übrigen müßten Kasernen gebaut werden wie für die männlichen Rekruten; die Anleitung und Aufsicht würde hier wie dort in den Händen von Subalternbeamtinnen und höheren Beamtinnen liegen. Im Falle eines Krieges müßte wie für die Männer, so ein Mobilmachungsplan für die Frauenarbeit vorliegen. Wenn dieser Plan sich verwirklichte, so würden wir eine Fülle von Vorteilen dadurch haben. Wir würden erstens für unsere Mädchen ein Jahr körperlicher Kräftigung und Durcharbeitung gewinnen. Der Einwurf,

daß die geforderte Arbeit die Kräfte der vierzehnjährigen Volksschülerinnen überschreiten würde, ist leicht zurückzuweisen: wir stecken sie jetzt in Fabriken, in denen die einförmige, meist mechanische Arbeit sicher erschöpfender und seelenmordender ist als eine wirtschaftliche Tätigkeit in der fröhlichen Gemeinschaft mit Gleichaltrigen. Für die Schülerinnen der höheren Lehranstalten — für die in den nächsten Jahren das beliebte Pensionsjahr in Brüssel, Eastbourne oder Paris doch wegfallen wird — wird die einjährige körperliche Arbeit in hygienisch einwandfreien Verhältnissen ebenfalls gesundheitlich sehr fördernd sein. Ferner würden wir auf diesem Wege von dem Intellektualismus loskommen, der sich in den letzten Jahren in unserer Frauenbildung geltend gemacht hat. Es soll gewiß wegen des Dienstjahres kein Mädchen weniger studieren oder Lehrerin werden als bisher; aber die Vorstellung, als ob das Heil der Frauenwelt allein aus Büchern kommen müßte, dürfte doch etwas zurücktreten hinter der Wertschätzung praktischen Könnens. Drittens: Was wir für unsere Frauenerziehung brauchen und was ihr so vielfach fehlt, ist die Disziplin, ja, ich stehe nicht an zu sagen: der Drill. Wir wollen teilhaben an dem vielgeschmähten Militarismus, der uns jetzt so herrliche Früchte trägt, und wir glauben, daß die unbedingte Unterordnung, der widerspruchslöse Gehorsam, die Pflichterfüllung und Genauigkeit bis herab zu den kleinsten Kleinigkeiten unsern Mädchen eine ebenso wertvolle Mitgabe für das Leben sein würde wie unsern Söhnen. Viertens: Jeder Mann, der gedient hat, erkennt als besonders wertvoll an, daß ihn sein Dienstjahr in Berührung gebracht hat mit allen Schichten unseres Volkes. Er hat damit eine große Erweiterung seines Gesichtskreises und seiner Erfahrungen im Umgang mit Menschen gewonnen. Etwas ähnliches müßten sich die Frauen auch gewinnen; es würde

daraus ein Verständnis erwachsen, daß in tausend Fällen Brücken von Mensch zu Mensch schlagen würden; um nur eins zu nennen: In wie vielen Fällen ist die Dienstbotenfrage nur deshalb eine Frage, weil die Hausfrau von dem Lebenskreis und der Gedankenwelt ihrer Untergebenen schlechterdings keine Vorstellung hat. — Aber der Haupteinwand, der dem weiblichen Dienstjahr immer wieder gemacht wird, lautet: Es ist zu teuer. Demgegenüber ist zu sagen: es ist teuer; das ist ganz unbestreitbar; es kostet sehr, sehr viel Geld. Aber zu teuer nennen wir einen Gegenstand, bei dem die Kaufsumme größer ist als der Nutzen, den wir daraus ziehen. Und in diesem allein richtigen Sinne ist das Dienstjahr für Frauen sicher nicht zu teuer; seine Früchte werden uns nicht erst zufallen, wenn — was Gott verhüten wolle — Deutschland in künftigen Jahren wieder einmal Krieg führen müßte, nein, sie werden uns alljährlich, mit jedem neuen Jahrgang, in reicher Fülle reifen. Fragen wir herum: unsere jungen Mädchen, das glaube ich sagen zu dürfen, sind alle dafür; aber das hilft uns noch nichts: in Hunderttausenden von Köpfen muß der Gedanke eine Macht werden, Millionen von Stimmen müssen seine Verwirklichung fordern. Wenn das geschieht, werden wir unser Ziel erreichen, und wir werden dann mit tiefster Überzeugung von einer Segenswirkung des großen Krieges 1914 sprechen dürfen.

Das Problem „der Krieg und die Frauen“ ist aber noch nicht erschöpft, wenn wir von all' der neuen Arbeit gesprochen haben, die der Krieg den Frauen aufgegeben hat. Wir müssen auch derer gedenken, die während des Krieges in ruhigem Fortgang den Kreis ihres Hauses weiter ausfüllen. Sie leisten gewiß nicht weniger als die, die einen Kriegsberuf außer dem Hause ergreifen; ja, ihre Tätigkeit ist ganz besonders wichtig. Die Hausfrau muß sich nur klar machen, daß

auch ihr kleines Reich vom Kriege mitbetroffen ist und am Kriege teilzunehmen hat. Sie muß sich über die wirtschaftlichen Fragen, die das Hauswesen betreffen, aufs gründlichste orientieren, muß wissen, was Hygieniker und Nationalökonomien von ihr fordern. Die Fragen: Weizenmehl oder Roggenmehl? Butter oder Obstmus? Kalbfleisch oder Schweinefleisch? die Einschränkung des Petroleumverbrauchs, die Abfallverwertung mögen dem einzelnen Haushalt klein erscheinen; werden sie aber in jeder Familie richtig gelöst, so sind sie damit eben auch für das ganze Reich gelöst. Auch wird es Nachdenken kosten, den gangbaren Weg zwischen richtiger und falscher Sparsamkeit zu finden, der für jeden Haushalt ein anderer ist; aber gefunden muß er werden mit Hilfe der allgemeinen Hinweise, die wir von berufener Seite (Serling, Rubner u. a.) erhalten haben. Die Hausfrau sollte sich auch Einblick verschaffen in die finanzielle Lage, die der Krieg mit sich bringt. In vielen Fällen wird z. B. an Stelle des abwesenden Mannes die Frau die Kriegsanleihen zeichnen müssen; da ist es dann wünschenswert, daß sie weiß, was sie tut und nicht auf der Bildungsstufe des Dienstmädchens stehen bleibt, von der wir hörten, daß sie ihre 100 Mark Ersparnisse in Kriegsanleihe anlegte und sich dann mit dem Bewußtsein füllte: „Ich habe dem Kaiser Geld geliehen.“ Endlich soll das Haus gerade in der Kriegszeit ein fürsorgliches Auge haben für die Menschen, die seine Klienten sind: Bäckerjunge, Zeitungsfrau und wie sie alle heißen mögen. Auch durch das engmaschigste Netz sozialer Fürsorge schlüpfen immer noch viele Fälle von Not und Hilflosigkeit durch; hier ist das eigentliche Feld privater Wohltätigkeit; wenn hier jedes Haus das Seine tut, so würde das für die öffentliche Wohlfahrtspflege die wirksamste Unterstützung sein. In der heutigen Zeit haben wir alle ein besonderes Bedürfnis nach Licht und

Wärme, wir rücken näher zusammen und suchen Halt aneinander; da muß das Haus die rechte Licht- und Wärmequelle sein für alle, die aus Kälte und Finsternis in dasselbe eintreten.

Und damit sind wir bei dem Letzten und Tiefsten angelangt, was das Problem „der Krieg und die Frauen“ in sich faßt. Wenn wir alle Frauen und Mädchen vor einen Arbeitspflug spannen könnten, wären wir seiner Lösung nicht um einen Schritt näher gekommen; denn wir wissen, ein solches Problem kann letztlich nicht durch intellektuelle oder mechanische Kräfte, sondern nur durch sittliche Kräfte gelöst werden. Wir Frauen können die tatsächlichen Schrecken des Krieges nicht aus der Welt schaffen; aber wir können doch manchen Stachel abbrechen. Wir könnten z. B. lernen, in dieser Zeit ganz besonders zart und vorsichtig mit unsern Mitmenschen umzugehen. Jeder von uns trägt jetzt Wunden; solche, die offen zutage liegen und von denen die Freunde wissen, und solche, von denen niemand etwas ahnt und die um so heißer brennen. Wieviele feine Fäden hat dieser Krieg zerrissen; so feine, daß kaum die etwas von ihnen wußten, die davon umspinnen waren. Wie viele Stützen unseres inneren und äußeren Lebens sind zerbrochen; wir wußten gar nicht, daß wir gestützt waren; wir glaubten, daß wir unsern Weg aus eigener Kraft gingen; nun, da sie fehlen, fühlen wir erst, wie schwach und unselbständig wir sind. Gerade weil wir so wenig von dem wissen, was unsere Nachbarn zur Rechten und Linken jetzt innerlich durchmachen, müssen wir behutsam mit ihnen umgehen; jedes lieblose Wort ist jetzt doppelt lieblos, jede rauhe Berührung doppelt rauh. — Damit soll nun aber gewiß nicht gesagt sein, daß wir unsere Lage in weicher Melancholie oder Sentimentalität verbringen dürften. Was wir brauchen, ist ein unbefiegbarer Optimismus.

Und wenn wir uns jede Nacht den Platz erkämpfen müßten, auf dem wir am Tage stehen können — der Morgen soll uns klar, fest, ja heiter sehen. Wenn es heißt, daß das Volk schließlich siegen wird, das die besten Nerven hat, so gilt das nicht nur von den Nerven derer, die vorn im Schützengraben liegen, sondern in ebenso hohem Maße von denen, die zu Hause geblieben sind. Ein Strom von Zuversicht muß von uns zu ihnen fließen; es soll uns niemand sagen, daß Hoffnung das Hilfsmittel der Schwachen ist; wir stehen bei dem Wort, daß sie der Ausdruck unserer Kraft sei, und daß wir durch Stillesein und Hoffen stark sein werden.

Weiter: Immer haben wir die Überzeugung gehabt, daß es die Hauptaufgabe der Frauen in der Welt ist, die nächste Generation zu erziehen. Das wird nun in höchstem Maße die Pflicht der jetzt lebenden Frauen werden. In unzähligen Häusern werden Knaben und Mädchen unter ausschließlich weiblichem Einfluß aufwachsen. Da müssen wir mit allem auf den Plan, was wir an intellektuellen und sittlichen Kräften, an Klugheit und Güte, an Ernst und Fröhlichkeit besitzen. Die Frauen unserer Tage sind stolz und dankbar, daß ihnen Bildungswege eröffnet worden sind, an die frühere Generationen kaum in ihren kühnsten Träumen dachten. Jetzt wird es sich zeigen, was wir damit gewonnen haben: nur so weit wir imstande sind, das Erworbene dem kommenden Geschlecht dienstbar zu machen, werden wir ihm einen Wert beimessen dürfen.

Und ein letztes: Vor wenigen Wochen lasen wir, daß junge Regimenter — es waren die Berliner Kriegsfreiwilligen — eine feindliche Stellung unter Gefang gestürmt haben. Sie haben dabei das Lied gesungen, dessen zweiter Vers beginnt mit den Worten: Deutsche Frauen, deutsche Treue. Die Feinde, auf die sie einstürmten, die Sudaneger,

Turkos, Gurkhas und Hindus konnten das Lied nicht verstehen; sie hätten es auch nicht verstanden, wenn sie auf allen Schulen der Welt Deutsch gelernt hätten. Denn was dies Lied besingt, ist gerade das, was uns von unseren Feinden unüberbrückbar trennt. Es ist der Glaube an Dinge, die keinen Kaufwert haben, die ein Besitz des Herzens sind, ohne die uns das Leben nicht wert ist, gelebt zu werden. Für solche Güter gehen unsere Krieger in den Tod, und indem sie sterben, legen sie ihr Vermächtnis in die Hände der Zurückbleibenden. Mit jedem neuen Grabhügel, der sich auf den Schlachtfeldern Polens und Frankreichs wölbt, wächst unsere Verantwortung. Wir müssen dafür sorgen, daß sie ihr Blut nicht umsonst vergießen; wir müssen so sein, wie die Besten draußen uns in ihren besten Stunden sehen. Es gilt, das Leben mit höchstem Idealismus zu durchdringen in Schlichtheit und Lauterkeit, heiligem Ernst und heiliger Anmut. Nur wenn wir solche Wege gehen, dürfen wir um unsere Toten ohne Bitterkeit trauern; nur dann haben wir das Recht, den heimkehrenden Siegern unsere Lorberkränze zu reichen.

---

Verlag von Julius Springer in Berlin

---

# Die Helferin vom Roten Kreuz

Von

Schwester Anna von Zimmermann

Oberin

Steif broschiert Einzelpreis M. —,80

Bei Bezug von 25 Exemplaren auf einmal je M. —,60  
von 100 Exemplaren je M. —,50

---

# Zeitfaden der Krankenpflege in Frage und Antwort

Für Krankenpflegeschulen und Schwesternhäuser bearbeitet

Von

Stabsarzt Dr. J. Haring

bislang staatlicher Prüfungskommissar an der Krankenpflegeschule des  
Carolahauses zu Dresden

Mit einem Vorwort von

Geh.-Rat Prof. Dr. med. A. Fiedler

Dritte, verbesserte Auflage — Unveränderter Neudruck  
(11.—13. Tausend)

Kartoniert Einzelpreis M. 2,—

Bei Bezug von 10 Exemplaren auf einmal je M. 1,75

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung



Verlag von Julius Springer in Berlin

---

# Was heißt Schwester sein?

Beiträge zur ethischen Berufserziehung

Von

Schwester Anna von Zimmermann  
Oberin

Zweite Auflage

In Leinwand gebunden Einzelpreis M. 1,50

Bei Bezug von 20 Exemplaren auf einmal je M. 1,25

---

# Pflichten und Rechte der Oberin

Von

Schwester Anna von Zimmermann  
Oberin

Preis M. 2,—

in Leinwand gebunden M. 2,60

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung